

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 41 (1961-1962)
Heft: 11

Artikel: Dichtung und Gemeinschaft
Autor: Bomholt, Julius
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dichtung und Gemeinschaft

JULIUS BOMHOLT

Anläßlich der Dänischen Wochen, die gegenwärtig in Zürich stattfinden, veröffentlichen wir diesen Aufsatz des dänischen Kulturministers, der persönlich an der Eröffnungsfeier teilgenommen und einen Vortrag über das Thema «Die nationale Kultur und die europäische Integration — Gefahren und Hoffnungen» gehalten hat.
Die Redaktion

Die Quellen der Dichtung

Es gibt gewisse Begriffe, die sich einfach nicht ganz definieren lassen. Eine formelle Definition des Begriffes *Dichtung* sagt uns nicht viel. Worin besteht denn das Wesen der Dichtung? Viele Antworten sind gegeben worden, und alle Antworten sind nur annähernde Antworten — und dennoch ist es ja nicht möglich, in das Problem Dichtung-Gemeinschaft einzudringen, es sei denn, daß wir wenigstens die Wirklichkeit, die sich in dem zugrundeliegenden Worte an sich versteckt, einzukreisen versuchen.

Dichtung hat etwas mit Erlebnis zu tun. Das ist wohl das erste, was man sagen kann. Die Worte der Dichtung sind so zusammengestellt, daß sie ein Erlebnis von dem einen Menschen auf den anderen übertragen. Im Wesen der Dichtung an sich scheint also ein gewisses kollektives Element zu liegen: ein Bestreben, das auf eine Gemeinschaft im Erlebnis abzielt.

Vielleicht kämen wir einer Antwort am leichtesten näher, wenn wir die Dichtung in ihrem historischen Ursprung betrachten. Wie fing sie an?

Wir nähern uns einer primitiven Volksgemeinschaft, und schon auf Abstand hört man ihren Pulsschlag in der Dichtung. Ein Balken ist zu heben. Ein Rad ist zu drehen. Die vielen Hände vereinigen sich in gemeinsamer Kraft und fordern einen gemeinsamen Rhythmus. Rasche Auftakt-Worte werden zu Gesang. Es ist die schaffende Arbeit an sich, die eine Dichtung entstehen läßt. In der griechischen Götterwelt ist Dädalus eine mythische Gestalt der Arbeit und der Kunst. Er ist der Erfinder von Axt und Säge, er hat das erste Mühlenwerk und den ersten Tempel gebaut und ist schließlich jener, der als «Vater der Dichtung» seinem Sohne Ikarus die Schultern spannt, der zur Sonne zu fliegen versucht.

Die älteste nordische Dichtung, die über den Arbeitsgesang gebaut ist, ist der Grottegesang aus der Edda. Die Sklavinnen des Königs Frode, Fenja und Menja, drehen den schweren Mühlstein in der Feldsteinmühle. Fenja singt von der großen Gemeinschaft des Friedens, die um den Mühlstein herum entstehen soll, während in Menja der Haß rast. Sie wünscht, daß der König gestürzt wird und der Mühlstein zerspringt. Sie kann ihre frühere Freiheit nicht vergessen. Zuletzt vereinigen sie sich in einem Gesang, der Rache fordert. Diese Knechtschaft wird zu Krieg führen — singen sie. Der Mühlstein dreht schneller und schneller, der Mühlgesang nimmt an Heftigkeit zu und schließlich zerspringt der Stein.

Der erste Sklavengesang — «Der Grottegesang» — ist ein Protest gegen Knechtschaft, ein unbändiges Freiheitsverlangen, von einer Vision getragen; entweder Eintritt in eine Welt ohne Haß und Gewalt — oder Untergang. Dies dürfte ein typisch nordischer Anfang sein. Aus den jüngsten Jahrhunderten kennen wir besonders die Seemannslieder. Sie haben den Arbeitsrhythmus und den gemeinsamen Kehrreim bewahrt.

Aber die primitive Gesellschaft hat andere Welten, die sich jedoch zuinnerst in der gleichen Erlebnis-Gemeinschaft vereinen. Da gibt es die Gemeinschaft der Freizeit in Spiel und Tanz und Wettstreit. Seinen typischsten Ausdruck findet diese Seite des menschlichen Daseins wohl im Volkslied. In Dänemark haben wir eine große Reihe Lieder aus dem Mittelalter bewahrt, und auf den Färöern tanzt man noch die jahrhundertealten Tänze zu Texten, die mittelalterliches Gepräge haben. Es sind Tänze, die in einem gemeinsamen Reigen alle vereinen, jung und alt.

Eine andere Seite der Gemeinschaft, die politische, kommt am stärksten in einer Dichtung zum Ausdruck, die die Taten eines Häuptlings und seiner Männer in Frieden und Krieg verewigt. Der Sieg des Häuptlings ist auch der Sieg des Stammes und soll von Geschlecht zu Geschlecht weiterleben. Das Gedicht muß so gestaltet sein, daß es nicht in Vergessenheit gerät. Der große Geschichtsschreiber des dänischen Mittelalters, Saxo, hat ein Lied niedergeschrieben, das den Fall der Burg zu Lejre und damit des ältesten Königtums darstellt, den Gesang der Kämpfer vor dem Tod, eine Hymne an die unerschütterliche Gemeinschaft — und einen Lobgesang auf das Leben bis zu seiner letzten Minute: «Die Sonne ist aufgegangen.»

Der andere große Erzähler des Mittelalters, der Isländer Snorre, läßt den Skjalden Tormod dasselbe Lied für Olaf den Heiligen und dessen Heer in der ersten Morgendämmerung vor der Schlacht bei Stiklestad singen. König und Dichter gehen gemeinsam in den Tod. Selbst mit einem Eisenpfeil in der Brust dichtet Tormod noch zu Ehren des Königs.

Eine gerade Linie geht von der alten Kriegshymne zur Marseillaise und Stars and Stripes. Ein Nachhall klingt durch die politischen Lieder, die die Erhebung von Nationen und neuen Völkern schildern, den Kampf der politi-

schen Parteien und so weiter. Es ist eine Dichtung, die das Gefühl zu einem solchen Höhepunkt zu treiben versucht, wo Wort und Tat in einer Einheit aufgehen. Jener, der singt, solidarisiert sich mit den Helden, und dasselbe tut jener, der beim Lesen einen Lebenslauf als seinen eigenen erlebt; so ist es seit den Ritterromanen des Mittelalters bis zu den ersten bürgerlichen Romanen gewesen. Der Mensch sucht Selbstbestätigung in einer Gemeinschaft, die sogar im Untergang einen Ton bewahrten Lebens in sich trägt.

Die Werte, die in der Gemeinschaft leben, finden indessen ihren stärksten Ausdruck in einer Dichtung, die mit einem Wort die Kultische genannt werden darf. Sie befindet sich auf der Höhe des Tempelberges über Stadt und Burg. Wer die Gottheit sucht, muß zu dem geweihten Ort hinauf wandern, und der Gott selbst muß besungen werden; Gemeinde-Gesang, Chorgesang.

Lauschen wir einem babylonischen Psalm. Er ist über die gleichen drei Glieder aufgebaut, die wir von anderen asiatischen Psalmen kennen: Sündenlast, Gebet, Befreiung. Oder lauschen wir dem achten Psalm vom Tempelberg in Jerusalem. Oder einem nordischen Psalm, zum Beispiel dem alten Tageslied, gedichtet von unserem größten Dichter geistlicher Lieder, Grundtvig, das als Einleitung zahlreicher Volksversammlungen auch im heutigen Dänemark gesungen wird.

Der Psalm baut ein Universum um den Menschen und Gott, und dies ist ein wesentlicher Zug in kultischer Dichtung. Sie will das Dasein als ein Ganzes anschauen und dies in der einfachen Form des Bildes tun.

Jeder Mensch hat eine Religion, das heißt ein Grundverhältnis zum Dasein, und es gilt sämtlichen Religionen, daß sie unerweisbar sind. Es gibt keine Wissenschaft, die zu einer auf Bewertung und Erlebnis beruhenden Ganzheitsanschauung führt. Jeder Mensch hat — bewußt oder unbewußt — *seine* Wertskala, um die er seine Welt aufbaut. Und er sucht — bewußt oder unbewußt — eine Form zu finden, die die wesentlichsten Werte als ein Ganzes umfaßt.

Es gibt sicher kein Lebensgebiet, das in höherem Grade als das kultische einer Gemeinschaft bedarf. Die Geschichte scheint dies zu beweisen. Überall in der Welt werden Tempel gebaut, die geradezu ein Gemeinschafts-Symbol über die Grenzen der kleinen Begebenheiten hinausheben. Und drinnen im Tempelraum, in seinem Allerheiligsten, erhält das Gemeinschaftsbild seinen Ausdruck in Skulptur und Wort.

Meiner Ansicht nach ist der eigentümlichste Zug unserer menschlichen Existenz, daß wir diese Gesamtheit suchen, im Tempel und außerhalb des Tempels. Ein Gesamtheits-Bild, worin unser Dasein sich ausdrückt, nennt man eine Vision, und hier hat die eigentliche Dichtung ein Zuhause. Sie will sowohl Augenblick als Ewigkeit, den einzelnen Menschen und die Menschenrasse, eine zusammenhängende Perspektive, die das Kleinste mit dem Größten vereint.

Eine gesamtheitsschaffende Dichtung im Zeitalter der Spezialisierung

Wie sind die Grundformen dieser Dichtung in den Gesellschaften unserer Zeit gestellt? Betrachten wir einmal die Bedingungen, die am stärksten hervortreten.

Die Dichtung ist ebenso gesellschaftsabhängig wie in den Königtümern alter Zeiten, aber ihr vitaler Zusammenhang mit einer Gemeinschaft ist durchschnitten. Die Dichtung wird besonders von zwei gesellschaftlichen Faktoren betroffen — und übrigens alle Formen geistiger Tätigkeit: die Produktion ist von Arbeitsteilung geprägt und der merkantile Apparat von Reklame.

Die Arbeitsteilung, die für die industrielle Gesellschaft so typisch ist, hat die Literatur in Gattungen und die Gattungen in Eigenheiten gesprengt. Der schreibende Mann ist ein Fachmann geworden und muß sich als fachlicher Experte in der Konkurrenz mit anderen Experten behaupten. Er steht nicht, wie in der Vergangenheit, im Dienst eines Königs, einer Gesellschaft oder einer Gemeinschaft, deren Leben und Taten in Worten festgehalten werden sollen, Worte, für die im voraus Gebrauch ist. Er befindet sich in der sonderbaren Doppelstellung, daß er nur inkraft von Eigenheiten und nur mit industriellen Massenmitteln siegen kann. Die in den meisten Fällen notwendige Publicity wird von Instrumenten — Druckereien, Presse, Rundfunk usw. — vermittelt, an denen enormes Kapital beteiligt ist.

Der schreibende Fachmann hat vorzugsweise mit Gruppen Verbindung, die mit seinem Sondergebiet fachliche Berührungspunkte haben, aber der Weg zu den anderen Gruppen und besonders zu der Gesellschaft, die als Ganzheit hinter allen Gruppen stehen sollte, kann lang sein. Er fühlt sich — mit einem Ausdruck des dänischen Lyrikers Thorkild Bjørnvig — von «der Freiheit der Gleichgültigkeit» umgeben. Erst wenn sich Freiheit mit Gemeinschaft vereint, lodert das Feuer auf. Und wo gibt es eine solche Gemeinschaft?

So geschieht dann das Unumgängliche, daß der Dichter nur mit der äußersten Anspannung seines Sinnes die Zwecklosigkeit auf Abstand halten kann. Wenn er nur einen Augenblick entspannt, dringt sie in seine Kunst ein. Und die Kunst wird auf die rein formellen Qualitäten zurückgedrängt. Die Konsequenz der Spezialisierung zwingt den Maler, das Malerische zum Alleinzweck zu machen. Das motivlose Gemälde nimmt seinen Platz in der technischen Struktur ein. Der Komponist verläßt das Emotionelle und schafft — im Verein mit den technischen Klangmitteln — seine eigene Tonwelt. Und die Dichter? Wenn keine Gemeinschaft besteht, die des Wortes bedarf? Gibt es andere Möglichkeiten, als das Wort in seiner Eigenheit zu pflegen: das Wort als Material in einer strukturellen Form? Das Wort als Spiel?

Philosophie und Dichtung, die einmal Zwillingsgeschwestern waren, sind getrennt worden. Philosophie ist eine Spezialität geworden, die teils mit der experimentellen, teils mit der semantischen Wissenschaft verbunden ist. Leute

vom Fach lassen sich nicht darauf ein, über den Sinn des Lebens zu schreiben. Das wird den Propheten überlassen, und die gibt es nicht, nicht einmal auf den Pfarrhöfen.

Verfasser und Leser kennen sich nicht, und die Verfassersituation spiegelt sich in den Romanen wider, die als besonders typisch für unser Jahrhundert angesehen werden, so wie Prousts «Auf den Spuren verlorener Zeiten» und Joyces «Ulysses». Das sind Romane, die sich in einer Individualität und deren Krise vertiefen, mit kritischen Seitenblicken in alle Winkel. Geht der Roman — wie manche europäische Kritiker meinen — seinem Zerfall entgegen? Handelt es sich um die Morphologie einer einzelnen bürgerlichen Gruppe — a dying culture — oder steckt die Krankheit tiefer?

Kunst und Dichtung werden in die Außenkanten der Spezialisierung gedrückt. Der Markt verlangt es. Das Buch ist eine Ware geworden, die merkantilen Linien unterworfen ist. Seine Verbreitung ist abhängig von Preis und Ausstattung, von der Organisation des Buchverkaufs, von Annoncen usw. Es ist — was den Inhalt betrifft — das Exzeptionelle, das der Blickfang sein soll. Mit Sex ist Geschäft zu machen. Neue Variationen sind erwünscht. Eine robuste Wirtin ist in einen Zwerg verliebt, der homosexuell ist. Beschreibung des Beischlafs. Nächstes Bild. Erinnerungen eines Schwertschluckers. Nächstes...

Zu den hier erwähnten zwei Faktoren: Spezialisierung und merkantile Forderungen, kommt ein dritter, der vielleicht der gefährlichste für die freie Dichtung ist. Die wissenschaftliche Beschreibung, die eine so wesentliche Grundlage der technischen Gesellschaft ist, dringt auf das Gebiet der Dichtung ein und hat Einengungen zur Folge. Der Phantasie werden die Flügel beschnitten. Die Wissenschaft baut auf Analysen und Aufrechnung von Einzelheiten; was die Naturwissenschaften betrifft in ständigem Nahkampf mit einem objektiven Stoff. Diese Methode, angewendet auf die Dichtung, führt zu Beschreibungen einer Gegend und ihrer Atmosphäre, eines Menschen und seinen Motiven — Tiefenpsychologie —, einer Gesellschaft und ihrer treibenden Kräfte. Ein Aufmarsch von Einzelheiten. Hinter jeder Beschreibung steht ein kritischer Beobachter. Die Journalistik, die leichtfüßige Tochter dieser Wissenschaft, hat — unter dem Haupttitel: Beschreibungen — unsere Bibliotheken mit manchen Regalen vergrößert.

Die wissenschaftliche, analytische Beschreibung ist unseren Dichtern, und natürlich besonders den Prosadichtern, so nahe auf den Leib gerückt, daß sich nur wenige von ihnen — trotz Unzufriedenheit — davon haben freimachen können. Wir haben in Westeuropa den Realismus und Naturalismus abzuschütteln versucht, aber ohne größeren Erfolg. Die gewollten Reaktionen haben ins leere Nichts geführt.

Die aktuelle Lage der Dichtung

Gibt es denn in unseren Tagen keine Möglichkeit, daß eine Gemeinschaftsdichtung existieren kann — eine Dichtung, die eine Quelle von Leben ist und Stoff und Idee, Dichter und Volk vereint?

Die Frage kann vorläufig so gestellt werden: Existieren die Gedichtformen, die ich anfangs erwähnte — der Gesang der Arbeit, des Spiels und Tanzes, das politische Lied und der kultische Psalm —, noch heute? In einem kurzen Überblick ist es nicht möglich, eine präzise Antwort zu geben, aber der Eindruck, der sich unmittelbar meldet, ist dieser: daß die Formen, die noch leben, Sondergebiete geworden sind, die sich voneinander entfernt haben und nicht mehr ihre Wurzel in derselben Gemeinschaft haben.

Der Arbeitsgesang ist in der Monotonie der Spezialisierung untergegangen und ist mit dem Tempo der großen Arbeitsplätze nicht vereinbar. Vor einer Generation sangen die färöischen Fischer einen Psalm, bevor sie sich der heimatlichen Küste näherten. Der Motor erlaubt dies nicht. Eine Dichtung, die spontan aus der Arbeit entspringt, hat keine Möglichkeit, und eine Dichtung zur Huldigung der schaffenden Arbeit gibt es nur vereinzelt.

Die kultische Dichtung? Psalme werden nicht mehr geschrieben. Die politische Dichtung? Es werden keine Vaterlandslieder geschrieben. Feierlichkeit betrachten wir als eine etwas naive Erscheinung, die mit unseren demokratischen Wohnzimmern nicht vereinbar ist. Die politische Dichtung ist analytisch-kritisch, hat aber im übrigen — jedenfalls was den Norden betrifft — eine interessante Entwicklung durchgemacht, die von ausgeprägter Indignationsdichtung zu einer Dichtung führt, die durch sachliche Beschreibung an das miterlebende Verständnis appelliert. Die Indignationsdichtung stellte meist den Menschen in Relation zur Sache. Die Verständnisdichtung stellt die Sache in Relation zum Menschen.

Der politische Roman hat — unter dem Druck der wissenschaftlichen Beschreibung — einen Ausläufer in dem sogenannten Gesellschaftsroman gefunden. Ein dänischer Kritiker, Georg Brandes, erklärte (in seinen Vorlesungen «Hauptströmungen»): «Die Aufgabe der Dichtung ist immer die, in einer knappen Form ein Bild des Lebens eines Volkes und eines Zeitalters zu geben.» Diese Aufgabe, den Menschen auf dem Hintergrund der ganzen Gesellschaft darzustellen, wird wahrscheinlich unaufhörlich ihre Lösung fordern, aber es ist klar, daß eine komplizierte Zeit wie die unsere mit zersplitterten Milieus es schwieriger macht als je zuvor. Es kann sehr leicht geschehen, daß der radikal geneigte Sinn in Richtung der Negation reagiert. Wie Picasso, der das Gesicht der Zeit und des Menschen zerreißt und die Barbarei in Chaos austoben läßt.

Es ist so, als ob die Dichtung dieser Gesellschafts-Auseinandersetzung vor einer Mauer Halt gemacht hat. In dem gegebenen Ausgangspunkt liegt eine

Unzulänglichkeit — und in der Unübersehbarkeit des Stoffes eine Schwierigkeit, die zwanzig Bände anstatt einen erforderlich zu machen scheint.

Die Dichtung des Spiels und des Tanzes schlägt sich am besten durch im Verein mit der modernen vielseitigen Vergnügungsindustrie und den industriellen Massenausbreitungsmitteln; aber es muß wohl gesagt werden, daß sie im allgemeinen mit einer gewissen Empfänger-Passivität vereint ist, daß sich die vorgetragene Form in manchen Fällen von den künstlerischen Normen freigemacht hat und daß das Gemeinschaftsgefühl, das ausgelöst wird, selten tiefer eindringt.

Andrerseits: hier sind die Formen, für die die industrielle Gesellschaft tatsächlich Bedarf hat: Revue und Musical, Refrains, Groschen-Unterhaltung, Hörbilder und visuelle Bilder, Kurzgeschichten usw. — den Nerven-Werten der Zeit entsprechend. Und es ist ganz interessant, zu beobachten — dies gereicht doch unseren Demokratien zu Ehren —, daß der Geschmack allmählich besser wird und dann und wann die wirklich großen Höhen erreicht. Chaplin ist der Shakespeare unserer Zeit, Walt Disney ist der unterhaltende Illustrator unserer Zeit.

«Wo sind meine Dichter?» fragt die moderne Demokratie

Selbst der schnellste Überblick zwingt uns zu der Feststellung, daß sich die ernsthaft strebende Dichtung, jene, die die Ausdrucksform meistert, in einer Krise befindet. Sie erreicht manchmal große artistische Höhepunkte, scheint aber gleichzeitig den Abstand zwischen Kunst und Volk zu vergrößern. Nach dem zweiten Weltkrieg ist die große europäische Leistung ausgeblieben. Viele der besten Werke, in denen wir unser eigenes Zeitbild sehen, haben anscheinend die gleiche Grundsituation: in Jean-Paul Sartres «Hinter verschlossenen Türen», in S. Becketts «Warten auf Godot» und in Max Frisks «Homo Faber». Das ist ein zugespitzter Individualismus, der sein Problem anschneidet. Ein Teil der nordischen Dichtung beschäftigt sich mit dem Identitätsproblem: Wer bin ich, vom norwegischen Dichter Johan Borgen in seinem Roman «Ich» am schärfsten formuliert. Es ist eine Dichtung in der Defensive, sogar auf letzter Schanze.

Wir stehen einer solchen Situation scheinbar machtlos gegenüber, und es ist wohl verzeihlich, daß sich ein gewisser Fatalismus auf nicht unbedeutende Teile der Literatur ausgebreitet hat.

Es ist im voraus gegeben, daß der Staat nichts ausrichten kann. Eine Nation kann ihren Selbstrespekt zeigen, indem sie die schaffende Kunst unterstützt, und indem sie dem Experiment auf Versuchsszenen und dergleichen einen Platz einräumt: wenn es sich aber um eine demokratische Nation handelt, kann

sie nicht, ohne die Demokratie selbst anzugreifen, Ziele und Wege anweisen. Dasselbe gilt den politischen und kirchlichen Parteien. Keine Gruppenparole kann das Geringste daran ändern. Propagandaforderungen, zum Beispiel in Gestalt einer tatsächlichen politisch dirigierte Literaturbewertung, können verwirrend und verringernd einwirken.

Es wird auch kaum möglich sein, mittels äußerlicher Formexperimente in Sprache und Stil eine Dichtung zu erreichen, die einer neuen Ganzheit Ausdruck gibt. Die Sprache kann durch Experimente größere Beweglichkeit erreichen, und in der Formgebung an sich kann der Phantasie freiere Zügel gegeben werden. Jede neue Generation muß die Tragkraft der Worte überprüfen und, wenn möglich, ihren eigenen Stil finden. Aber eine Stilerneuerung ist nicht alles. In den dreißiger Jahren wurde ein kollektiver Roman geschaffen, der den Schwerpunkt vom Einzelnen auf die Gruppe verlegte und in gleichem Grade die Aufmerksamkeit auf soziologische und psychologische Phänomene richtete — aber die Menschenschilderung an sich unterschied sich nicht von der naturalistischen Tradition. Der Individual-Roman und der Sozial-Roman waren meist in demselben Geist geschrieben. Und ähnliches gilt der Lyrik. Ezra Pound und Eliot haben aus den Worten überraschende Muster gebildet, haben aber gleichzeitig der Formsprache eine derartige Exklusivität verliehen, daß der Abstand zwischen den Verehrern des direkten Wortes und dem einfachen Mann größer geworden ist. Der neueste französische Roman, der die kleinen Dinge und die zartesten Schwankungen in unserem Bewußtsein unter dem Mikroskop betrachtet, versucht ganz in die Natur einzudringen und entfernt sich tatsächlich vom Menschen. Dem ganzen Menschen. Wo sind meine Dichter?, fragt die moderne Demokratie.

Ich glaube, daß die Erneuerung aus einem Erlebnis entstehen muß, das so stark ist, daß es alle Sperren durchbricht. Es muß irgendwo zwischen uns, den Reservierten, ein Mensch entstehen, der ein *Wir sind* ans Licht emporheben kann.

Nur ein Neuerlebnis kann den alten, banalen Worten, die wir in unserer Verschämtheit von uns geschoben haben, wieder ihren zentralen Platz in der Sprache zurückgeben.

Es liegt — hinter allen Form-Experimenten — ein Bedürfnis nach Gemeinschaft in der Zeit. Es gibt wohl kaum ein soziologisch-psychologisches Wort, das mehr angewendet wird als das Wort *Kontakt* — ein Wort, das in seiner intellektuellen Einseitigkeit das Problem von außen anschneidet. *Kontakt*. Es gibt Autoren, die in ihrem instinktiven Suchen zu dem einfachen Anfang, der Kindheit, zurückkehren. Zu der Insel und dem kleinen Dorf. Oder in die mehr übersehbare Welt einer fernerer Vergangenheit. Man tastet um das Symbol herum, um möglichst das Brennglas zu finden, das die Strahlen in einem Punkt sammelt. Und dennoch ist es, als ob diese vielen Versuche nicht das *Ja* erhalten haben, das bestätigt, daß Volk und Dichter einander gefunden haben.

Bis auf weiteres vertreiben wir die Zeit mit dem «Schelmen»-Roman, der in Farbe und Tempo dem Film nacheifert. Und vielleicht mögen kühle Köpfe meinen, daß eine *Dichtung der Ganzheit* überhaupt keine Möglichkeit hat, bevor die Gesellschaft selbst eine Ganzheit geworden ist. Persönlich glaube ich, daß es möglich ist. Es besteht ein so tiefes Bedürfnis danach, den Menschen in einer Dichtung, die öffnet und befreit, wiederzufinden, daß jedenfalls der Traum davon nicht ausgemerzt werden kann.

Unsere Demokratie nimmt sich wie ein sehr bescheidener Arbeitstag aus, und dennoch ist es in diesem grauen Haus, wo die heilige Flamme zu finden ist: die freie Gemeinschaft. Wir können die höchsten ethischen Werte an diese Gemeinschaft knüpfen und dafür kämpfen — oder wir können sie zu einer Maschine, in der wir wohnen, herabwürdigen.

Hier muß jeder mit eigenen Erfahrungen auftreten. Von dem Gesichtspunkt meiner Erfahrungen aus gibt es eine Gemeinschaft, die kurz als *Solidarität mit dem Mitmenschen* charakterisiert werden kann. Es ist diese Gemeinschaft, die die tiefste Grundlage einer echten Demokratie ist. Aus ihr können ethische Formulierungen und politische Handlungen sprießen, aber in ihrem innersten Wesen ist es die Solidarität des Erlebnisses mit «den anderen» — über die Grenzen hinaus, die Nationen, Rassen und Religionen trennen.

Die Worte sind leicht gesagt. Es ist schwer, nach ihnen zu leben. Die Wahrheit aber dürfte die sein, daß nur die freie Dichtung die großen, blinden Worte «Menschheit» und «Menschlichkeit» zu gegenwärtigen Realitäten macht. Nur der Dichter kann diese Welt — die am meisten anerkannt und am meisten unterdrückt ist — aus der Gleichgültigkeit der fließenden Werte herausheben und zur Gültigkeit der Überzeugung bringen. Wir haben dann und wann, in glücklichen Augenblicken, diese Wärme gespürt, die einen Menschen mit dem anderen vereint, ohne irgendeine Sentimentalität — in Werken von Martin Andersen Nexö, Pär Lagerkvist, Sandburg, Steinbeck und anderen. Es sind Anfänge, die noch mehr Leben fordern.

Damit das wirklich Große geschehen kann — und hier ist wieder von einem persönlichen und unerweisbaren Glauben die Rede — muß die Dichtung sich zu ihren eigenen Voraussetzungen bekennen. Die Dichtung fängt nicht mit Analyse und Einzelheiten an. Hierin unterscheidet sie sich fundamental von der Wissenschaft. Sie beginnt mit einer Gesamterscheinung, einer Vision. Und ich darf gleich hinzufügen, daß Vision etwas anderes und mehr ist als Phantasie.

Dichtung und Idee gehören zusammen. Eine Idee, die ein Ganzes bildet. Eine Dichtung, die dem Menschen dient und somit ihren Namen verdient, muß gleichzeitig Vision und Wirklichkeit, Erlebnis und Univers umfassen. Das Ziel der Dichtung ist die größtdenkbare Spannweite im Erlebnis — und die größtdenkbare Vereinfachung im Ausdruck. Aber wie ist dies möglich ohne eine Idee, die im Erlebnis verankert ist.

Unter «Idee» verstehe ich das eigentliche Grund-Element in der Lebensanschauung eines Menschen, den wesentlichsten Zug in seiner Lebenslinie — und «Idee» darf also nicht mit «Ansicht» verwechselt werden. Eine Ansicht muß man begründen können. Sie ist der Schlußstein einer Argumentation. Eine Idee ist die Forderung, die aus unserem zuinnerst liegenden Bedürfnis heraus entspringt, eine Forderung, die gleichzeitig eine Herausforderung ist.

Es ist das sonderbare an einer Idee, daß sie sich tatsächlich nicht durch Worte ausdrücken läßt. Der Versuch, sie zu definieren, ist, als male man Schatten an die Wand. Durch Leben wird sie verwirklicht. In Bildern veranschaulicht. Als der Galiläer den Sinn der Worte «Güte» und «Liebe» erklären sollte, blieb ihm zuletzt nichts anderes übrig als die Bildform, das Gleichnis, die Legende zu wählen. Und diese in seinem eigenen Leben zu veranschaulichen.

Ein Gleichnis kann ausgelegt werden, aber sein Leben wird durch eine Auslegung nicht erschöpft. Leben kann beschrieben werden, aber es entsteht erst wieder als Leben, wenn die Vision ihr Licht darauf wirft. Das ist das Geheimnis der Dichtung.

Ich möchte deshalb im nahen Zusammenhang mit meinen eingangs erwähnten Worten abschließen. Die Dichtung von heute hat denselben Charakter wie die Dichtung vor tausend Jahren. Sie hat ihren Ausstrahlungspunkt in einer Gemeinschaft, die leben will. Sie ist die Selbstbestätigung der Gemeinschaft, ein Zeichen ihrer inneren Kraft.

Professor Franz From schreibt an einer Stelle: «Jeder von uns lebt in seiner Welt. Es gibt ebenso viele erlebte Welten, wie es erlebende Personen gibt. . . Aus dem Rohstoff der Beeinflussung verarbeitet jeder einzelne von uns seine eigene privat erlebte Welt, und von den zwei Milliarden Menschen der Welt gibt es nicht zwei, die in genau derselben Welt leben.»

Es ist die Kunst der Dichtung, den Menschen in seiner Eigenart zu schildern, damit er nicht mit irgendeinem anderen Menschen verwechselt werden kann, und ihn gleichzeitig — das ist die Hauptsache — in seinem Wesentlichen zu schildern, so daß wir mit dem Dichter in einem gemeinsamen Erlebnis, jenseits der getrennten Welten, vereint werden; die abgegrenzten Milieus.

Ob eine Dichtung sich in Gesang oder Drama, Spiel oder Streit äußert, ist an sich untergeordnet. Eine Idee hat Massen von Gattungen — abhängig von den äußeren und inneren Umständen des Augenblicks. Aber in unseren Tagen kann eine Dichtung, die unter der Devise: *Solidarität mit den Mitmenschen* steht, wohl nicht umhin, jede Verringerung der Lebensmöglichkeiten des Menschen zu bekämpfen. Es gibt etwas, was man den ewigen Aufstand um des Lebens willen nennt. Sogar ein Dichter des Ewigkeitssinnes, wie Pär Lagerkvist, wandte sich gegen den Zwang und die Tyrannei des Hitlerismus.

Es ist die Ehre und das Recht der Dichtung, den Menschen zu verteidigen. Dieser Mensch, der in der Grenzregion zwischen Traum und Stoff lebt — indem er die Notwendigkeit erkennt und sich in ethischem Trotz gegen alle Not-

wendigkeiten erhebt. Der Dichter als der mitfühlende Mensch ist dann Homo militans, der kämpfende Mensch. Warum sollte eine Dichtung, die von Gemeinwerten inspiriert ist, unpolitisch werden? Hier und da hat sich bei empfindsamen Geistigen eine Tendenz geltend gemacht, die Dichtung als ein überpolitisches Geistesleben zu betrachten. Die ewige Dichtung sollte über den Zank und Streit der Gegenwart erhoben sein.

Im Gegenteil. Eine Dichtung, die aus dem Leben selbst hervorgeht, wird immer engagiert sein. Sie befindet sich nur nicht auf dem Niveau: Sache kontra Sache, Meinung kontra Meinung. Ihre Stellung ist der Mensch kontra alle seine Feinde, Wert kontra Nihilismus, Vertrauen kontra Angst, Leben kontra Tod. Sie kann — wie Dürrenmatt es tut — direkt in das Zirkuszelt der Zeit hineingehen und die Akrobaten ihre Künste zeigen lassen. Sie kann — wie der genannte Dichter es getan hat — Frau Kapitalismus und Herrn Volk Repliken sagen lassen, die von vorurteilsfreier Heiterkeit sprühen.

Das Gesicht, das die Krise-Dichtung uns zeigt, ist angestrengt und müde, und es ist im Stil der Zeit, wenn Picasso die Gesichtszüge um ein einzelnes, verzweifelt spähendes Auge verwittern läßt. Aber die Kunst will Harmonie zwischen Leben und Gestalt, und eine Dichtung, die in einem organischen Verhältnis zu tieferliegenden Wuchs-Schichten steht, kann sich Humor leisten.

Gibt es eine mehr befreiende Macht als den Humor? Wir brauchen eine Dichtung, die Ernst in Humor umsetzt und uns das Krisendunkel, aus dem wir uns emporarbeiten, mit der rechten Überlegenheit sehen läßt. Vielleicht ist es die Schweiz, das alte Freiheitsland, die über die Reserve verfügt.

Wenn man aus der europäischen Dichtung der Nachkriegsjahre Schlüsse ziehen sollte in bezug auf den Zustand unserer Demokratien, sollte man glauben, daß wir im Schatten einer Niederlage, in Zweifel und Unsicherheit und manchmal am Rand der Selbstaufgabe lebten. Ein solches Bild entspricht nicht der Wirklichkeit.

Man erzählt von dem norwegischen König Olaf, der später der Schutzheilige seines Landes wurde, daß er, als er auf seinem letzten Ritt aus dem Osten über die Hochebene Kölen gekommen war und sich dem Meer näherte, eine Vision hatte. Er sah nicht nur den Felsen und das Meer, er sah über ganz Trøndelagen und weiter über ganz Norwegen hinaus, und die Erscheinung erweiterte sich, bis die ganze Welt, mit Land und Meer, vor ihm ausgebreitet lag. Er sah «Einöden und Wohnplätze, so weit die Welt reicht».

Wir sehen nur den nächsten Strand und sein zerrissenes Profil, aber wir haben eine Vision, die viel weiter reicht.